

# KUNSTCHRONIK

MONATSSCHRIFT FÜR KUNSTWISSENSCHAFT  
MUSEUMSWESEN UND DENKMALPFLEGE

MITTEILUNGSBLATT DES VERBANDES DEUTSCHER KUNSTHISTORIKER E.V.  
HERAUSGEGEBEN VOM ZENTRALINSTITUT FÜR KUNSTGESCHICHTE IN MÜNCHEN  
IM VERLAG HANS CARL | NÜRNBERG

9. Jahrgang

März 1956

Heft 3

## NEUE GRABUNGEN AUS DEM FRÜHMITTELALTER IN DER SCHWEIZ

*Die Ausgrabungen zu St. Stephan in Chur 1955*

*(Mit 3 Abbildungen)*

Wenn auch die großen Verkehrslinien zwischen Italien und Germanien zur Römerzeit im Osten und Westen die Alpen überstiegen, so kam Chur wegen seiner Lage am Nordfuß der Alpen, dort, wo zahlreiche Übergänge zwischen Lukmanier und Ofenberg zusammenlaufen, als „Etappenort“ und später als municipium und dann als Sitz des Praeses der Rätia prima eine ansehnliche Bedeutung zu. Im Frühmittelalter entwickelte sich aus dem schon 451 bezugten Bistum eine Art Kirchenstaat, besonders dann unter dem Geschlecht der Victoriden, das die Bischofswürde mit dem Amt des Praeses in Oberrätien vereinigte.

Bauten aus der Römerzeit sind bisher in Chur in geringer Zahl nachgewiesen: Profanbauten immerhin beträchtlichen Ausmaßes am linken Plessurufer im „Welschdörfli“ und Reste eines Kastells auf dem „Bischöflichen Hof“ nördlich der Plessur. Besser dokumentiert sind dann die Sakralbauten aus dem Frühmittelalter: eine Asinio-Bischofskirche des 5. Jh. unter der Kathedrale (entdeckt 1921), eine „Tellokirche“ des 8. Jh. daselbst, eine karolingische Dreiapsiden-Saalkirche zu St. Martin und seit 1951 die einzigartige Dreiapsiden-Luziuskirche über der Ringkrypta des 8. Jh. Dazu kamen – allerdings recht unklare – Nachrichten über eine St. Stephanskirche nördlich von St. Luzi, hauptsächlich vom preußischen Kunstgelehrten Ferdinand von Quast aus dem Jahre 1851.

Über Lage und Gestalt dieser Stephanskirche Klarheit zu erlangen war das Ziel einer Grabung, die ich zusammen mit der deutschen Kunsthistorikerin Dr. Hilde Claussen mit Bundesmitteln und einem Kantonsbeitrag im Sommer 1955 beginnen konnte unter der Oberaufsicht des Präsidenten der Eidg. Kommission für Denkmalpflege, Prof. Dr. Linus Birchler. Das heute schon – vor Beendigung der Grabung – vorliegende Ergebnis übertraf alle Erwartungen; es sei hier kurz dargestellt (Abb. 1 und 2):

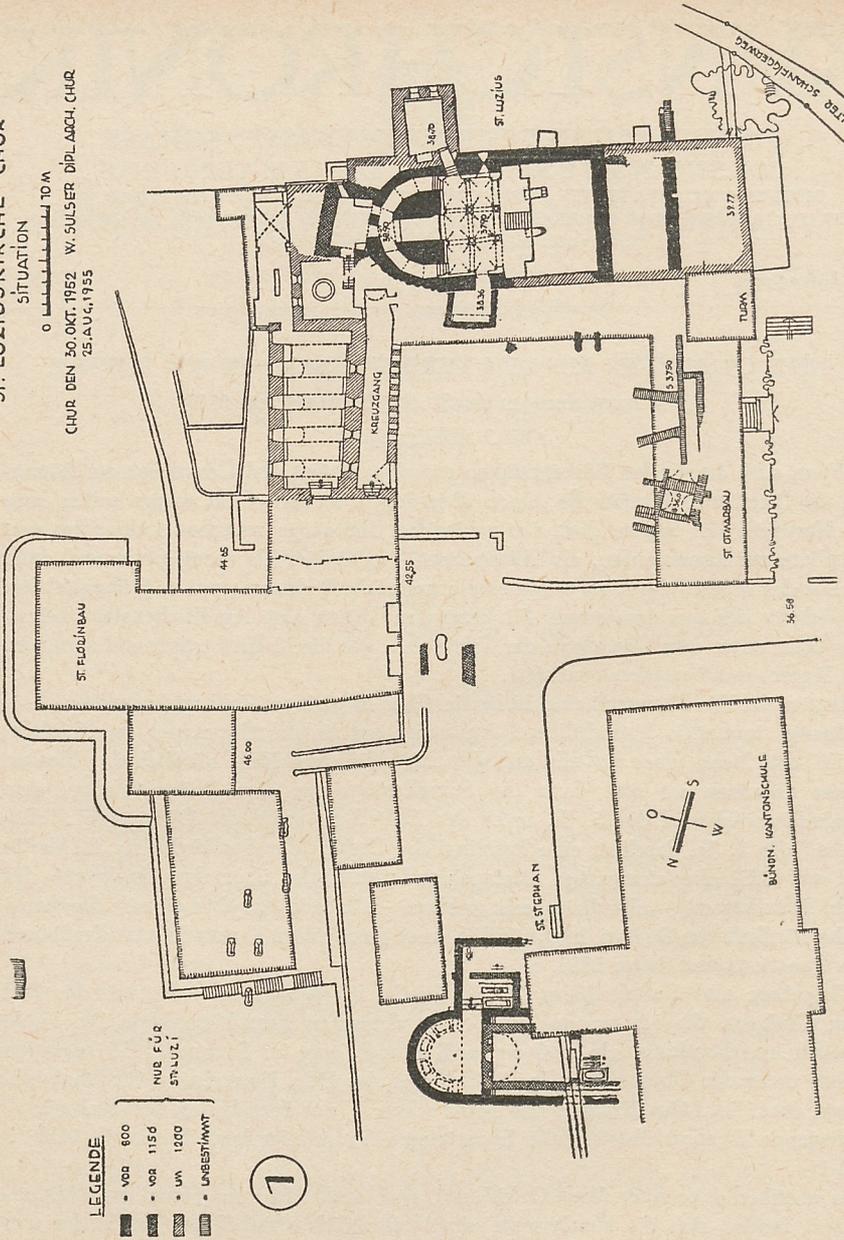
In annähernd genauer West-Ostrichtung und senkrecht zum Hang des „Mittenberges“ fanden sich die Fundamente einer vermutlich einschiffigen Saalkirche von

# ST. LUZIUSKIRCHE CHUR

SITUATION

0 1:1000 70 M

CHUR DEN 30. OKT. 1952 W. ZULSER DIPL. ARCH. CHUR.  
25. AUG. 1955



- LEGENDE**
- = VOR 800
  - = VOR 1156
  - = NUR FÜR ST. LUZIUS
  - = UM 1200
  - = UNBESTIMMT

1

Abb. 1: Chur, St. Luzius und St. Stephan. Lageplan

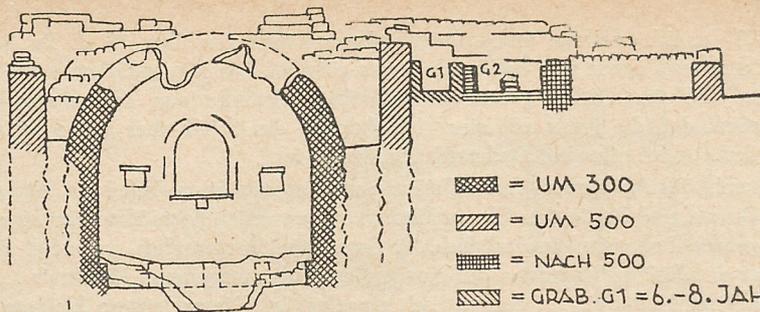
ca. 7,20 m lichter Breite und unbestimmbarer Länge von über 18 m. Ihr östlicher Abschluß wird durch eine halbrunde Apsis gebildet. Die Mauerstärken von 72 bzw. 60 cm und im Ostteil gefundene Gewölbewerkstücke aus Tuff lassen darauf schließen, daß die Apsis mit einer Halbkuppel, das Schiff aber mit einer flachen Holzdecke (oder offenem) Dachstuhl überdeckt war.

Obwohl das Apsisinnere fast vollständig zerstört war, ist an Hand der Nachrichten von Quast's und der in den Churer Museen aufbewahrten Apsis-Mosaiken eine ziemlich genaue Rekonstruktion möglich. V. Quast berichtet nämlich: „es zeigt sich ein von einer erhöhten Mauer (= der Apsisaußenmauer) umgebener Halbkreis . . . , dem ein anderer Halbkreis . . . concentrisch eingelegt ist. Dieser letztere kleinere Halbkreis ist gleichfalls durch eine höhere Mauer von dem Gange getrennt, der sich . . . zwischen beiden Mauern im Halbkreis herumzieht . . . Nur dieser Umgang ist mit Mosaiken ausgefüllt . . . Der innere Kern liegt, wie schon gesagt, um etwas höher wie jener Umgang . . .“ Poeschel schloß 1935 daraus und in Vergleichung mit Beispielen aus Noricum auf eine Priesterbank mit dem Bischofssitz in deren Mitte.

Vor diesem Apsisrund liegt ein querrrechteckiges Feld von ca. 2,5 x 7,2 m, eine Art Chor, vom Schiff durch Schranken getrennt, deren Untermauerung freigelegt wurde. Daß sich inmitten dieser Schranke ein Altar erhoben hat, kann aus einer Vertiefung im dortigen Mauerwerk vermutet werden. Vom Chor führte eine dreistufige Treppe in einen Südraum von ca 6,00 m Breite und nicht mehr bestimmbarer Länge. Ob auf der Nordseite ein gleichartiger Annex sich befindet, werden die Grabungen 1956 zeigen. Innerhalb und außerhalb des Südannexes fanden sich zahlreiche Gräber teils in W.-O.- teils in N.-S.-Lage, von denen mehrere älter sind als dieser Bau. Durch eine 52 cm starke Mauer wird noch ein besonderer Grabbezirk abgetrennt von 2,8 auf 4,6 m mit zwei gut gemauerten Gräbern, von denen das eine (G 1) mehrere Individuen, wovon eines eine Tonperlenkette getragen hatte, und das andere (G 2) ein unberührtes Skelett barg. Nach dem anthropologischen Befund von Dr. Erik Hug sind alles weibliche Personen; es handelt sich also hier um eine Frauen-Begräbnisstätte.

Vergleiche der Mosaiken mit gleichartigen Mustern aus der Spätantike in der Schweiz, Lage (extra muros) und Gestalt der Kirche, anthropologischer Befund, Tonperlenkette und das Patrocinium St. Stephan lassen auf eine Bischofs-Begräbniskirche aus der Zeit um 500 schließen.

Innerhalb dieser Stephanskirche, ziemlich genau übereinstimmend mit deren Hauptachse und ebenfalls nach Osten orientiert, fand sich nun ein tonnengewölbter, in die Tiefe gehender Raum von ca. 4,5 m Breite, 7,05 m Länge und 4,0 m Höhe. Es handelt sich dabei um ein selbständiges, älteres Bauwerk, über dem später die Kirche errichtet worden ist. Das 72 cm starke Tonnengewölbe ist außen gegen eindringende Feuchtigkeit verputzt. Der Bau war in den Steilhang eingebaut und im östlichen Teil unterirdisch, während seine Westseite sich talwärts frei öffnete. Dort schloß ein gleichbreiter Vorraum an, getrennt vom Hauptraum durch einen an seiner Westseite abgetreppten Gurtbogen von 3,64 m Spannweite, von dem beidseits die Ansätze der Pfeilervorlagen noch vorhanden sind.



QUERSCHNITT

-  = UM 300
-  = UM 500
-  = NACH 500
-  = GRAB. G1 = 6.-8. JAHRH.
-  = GRAB G2 = SPÄTER ALS G1

GRUNDRISS

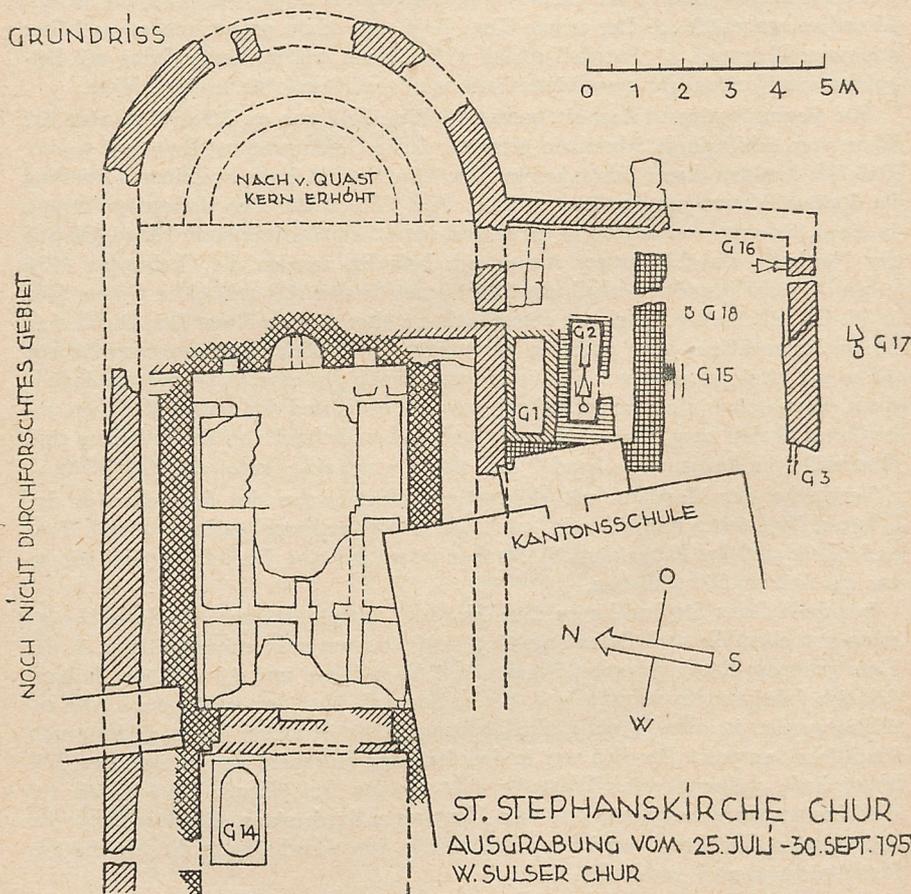
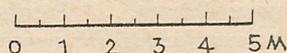


Abb. 2: Chur, St. Stephan. Querschnitt und Grundriß.

Während Seitenwände und Gewölbe des Hauptraumes (Abb. 3) keine Gliederung aufweisen, zeigt die Ostwand in der Achse eine halbrunde, mit einer Halbkuppel überwölbte Nische von 1,12 m Breite, 1,48 m Höhe und 0,78 m Tiefe mit einem 68 cm tiefen horizontalen Stollen unter der Apsidiolenplatte. Beidseits derselben liegen zwei ca. 40 cm tiefe, 35 – 38 cm hohe, ca. 40 bzw. 50 cm breite Mauernischen. Vor der Ostwand zieht sich ein ca. 60 cm breites Bankett durch und 20 cm tiefer ein Mauerabsatz von 15 cm Breite, jedoch nur auf der N-, O- und S-Seite dieses Raumes.

Die Ostwand war ursprünglich mit rotem Ziegelsplittmörtel verputzt und durch ein großformatiges, schwarzes Muster geziert. Zahlreiche Eisennägel mit dünnen, putzbündigen Flachköpfen verteilen sich unregelmäßig auf das ganze Feld.

Später wurde über diese erste Schicht ein grauer Kalkputz mit Freskoschicht gezogen und zwar über alle Wände, in der Apsidiale und am Tonnengewölbe. Die Malerei wurde zunächst al fresco rot in rot angelegt mit hellen Aussparungen; anschließend wurden die Buntfarben und Lichter al secco aufgetragen. Die sehr fragmentarischen Reste lassen immerhin erkennen: an der Ostwand oben rechts über der Rundnische ein frontales, menschliches Antlitz, beidseits der Nische mehrere nach der Mitte aufsteigende Figuren, ca. dreiviertel lebensgroß und in Seitenansicht, also eine bildliche Darstellung. Am Tonnengewölbe großzüiges Rankenwerk mit Blättern und Beeren, dazwischen größere und kleinere bunte Vögel (Pfau, Ente, Taube). An den Seitenwänden unter Kämpferhöhe und über einem weißen, mattglänzenden Stuccosockel ein breiter Streifen, Marmorinkrustation nachahmend.

Noch später wurde die Apsidiale samt einem 15 cm breiten Randwulst mit einem Mosaik ausgezeichnet, bestehend aus vorwiegend hell- bis dunkelgrünen, hellblauen und schwarzen Glaskörpern und weißen und roten Marmorwürfeln.

Vergleicht man diesen Raum mit verwandten Beispielen (z. B. Ehrang bei Trier, Anf. 3. Jh.; Nehren bei Cochem; Weiden bei Köln (260 – 340); St. Matthias in Trier; sodann Pecs, Nis), von denen mehrere münzdatiert sind, so ist der Schluß berechtigt, daß es sich um eine spätantike Grabkammer aus der Zeit vor 300 n. Chr. handeln muß.

Aus welchem Grunde diese Grabkammer in den Bau der Stephanskirche einbezogen und zu deren Unterkirche wurde, wird an Hand der St. Luziuslegende noch zu untersuchen sein.

In den Fußboden dieser Grabkammer und ihres Vorraumes wurden später – wohl anläßlich des Kirchenbaues – Gräber eingebaut: im Hauptraum regelmäßige Grabzellen, im Vorraum ungleiche Anlagen, worunter ein schön gearbeiteter Steinsarkophag, nach Osten leicht verjüngt, außen rechteckig 222 x 111 x 72 cm, innen wannenförmig und dazu ein Deckel 228 x 125 cm (auffallende Übereinstimmung in Form und Maß dieses Sarkophages mit dem sog. „masso avello“ von Stampa GR.).

Alle Gräber des Hauptraumes enthielten zahlreiche Gebeine, aber kein einziges Skelett in situ. Im Sarkophag jedoch lag mit Blick nach Osten und in Rückenlage ein männliches Skelett (nach Dr. Erik Hug, „junger Mann mit Arthrosis deformans, Reihengräbertypus, schmaler Langformschädel“) und zu seinen Füßen als Beibestattung

tungen Gebeine mehrerer Individuen (Überreste zweier älterer Männer von verschiedenem Schädeltypus, Kurzköpfe. Gallorömer?). Südlich an den Sarkophag anschliessend finden sich weitere Gräber, deren Skelette über grünen Schieferplatten gebettet sind. Auch an dieser Stelle stehen noch weitere Bodenuntersuchungen bevor.

Man gewinnt den Eindruck, daß nach dem Bau der St. Luziuskirche des 8. Jh. St. Stephan allmählich an Bedeutung als Begräbniskirche verlor, bis es 1622 halb zerstört und 1851 vollends dem Erdboden gleichgemacht wurde. Trotzdem genügen die noch vorhandenen Überreste, um sich ein zuverlässiges Bild zu machen über diese im Denkmalbestand der Schweiz einzig dastehende Grabkirche.

Walther Sulser

### *Die ältesten Bauten des Zürcher Fraumünsters*

Auch in der Schweiz häufen sich seit einem Jahrzehnt die Entdeckungen aus dem Bereich der Bauten des Frühmittelalters. An der ergiebigen Arbeitstagung, die das deutsche Zentralinstitut für Kunstgeschichte vom 3. bis zum 5. März 1955 durchführte (siehe Maiheft 1955), haben Alfred A. Schmid, Freiburg i. Ue. und der Schreiber über die wichtigsten der neueren Entdeckungen berichtet. Im Sommer und Herbst des verflossenen Jahres konnten zwei bedeutsame Grabungen mit ungewöhnlichen Ergebnissen durchgeführt werden, in Zürich und in Chur. Über die letztere berichtet hier Walter Sulser.

Die von J. R. Rahn und Josef Zemp vor 1911 durchgeführten kleineren Grabungen unter dem Chor des Zürcher *Fraumünsters* legten eine rechtwinklige Gangkrypta (in der Art der auf dem St. Galler Klosterplan vermerkten) mit östlichen und westlichen Stollen frei, die in ein etwas älteres, mit einer Apsis geschlossenes Chörlein hineingebaut war. Man sah bis jetzt in dieser Choranlage einen Bauteil der ältesten Kirche von 853 und glaubte in der Gangkrypta mit den vermutlichen Grabkammern für die „Memoirensarkophagen“ der Heiligen Felix und Regula eine Umgestaltung von 874 zu erkennen. 1949 stellte der Zürcher Historiker Dr. Eugen Egloff in einer umfangreichen Arbeit die These auf, das Fraumünster sei überhaupt erst im 12. Jahrhundert entstanden, durch Verlegung vom rechten auf das linke Limmatufer; daran anknüpfend versuchte der Stuttgarter Architekturhistoriker Dr. Konrad Hecht in der „Zeitschrift für Kunstwissenschaft“ (1951/52, H. 1/4, S. 1–26 und 139–160) dafür sogar den stilistischen Nachweis zu leisten, was nicht ohne kräftigen Widerspruch erfolgte.

Mit dem 1100. Jubiläumsjahr des Fraumünsters 1953 setzten neue und gründliche Grabungen ein, geleitet von Prof. Emil Vogt, dem Vizedirektor des Schweizerischen Landesmuseums. Obwohl es sich jeweilen nur um drei- bis viertägige Unternehmungen handelte, gelangte Vogt zu genauen und sicheren Ergebnissen, die umstürzend sind. Vom ersten Bau von 853 ließ sich der wichtigste Teil nachweisen, das Querschiff, an das sich direkt drei Apsiden legen, im Typus eng verwandt mit Hersfeld und mit der Kirche auf dem Michaelsberg bei Heidelberg. Die Seitenapsiden waren allem Anschein nach nicht achsial auf die Seitenschiffe bezogen und die vier Stücke der Ostmauer des Querschiffes waren gleich breit wie die Öffnungen der Seitenapsiden. Schon kurze Zeit nach der Errichtung dieses Urbaues fügte man östlich an

die Mittelapsis eine rechteckige Grabkapelle mit eingezogener Apsis; für ihre Zugänge durchbrach man die Mauern zwischen der Hauptapsis und den Seitenapsiden. In einer dritten Etappe, wohl schon 874, legte man die Mittelapsis nieder und baute in den Grabraum hinein die bekannte Gangkrypta, über die das Chor zu liegen kam. Die wenig auseinanderliegenden Bauzeiten – 853 und 874, zwischen welchen Jahren der Grabraum angefügt wurde – dürfen nicht verwundern; auch anderswo wurde innert wenigen Jahrzehnten ein Plan abgeändert und Neues gebaut, z. B. in Schaffhausen: um 1050 der „Rautenhof“ mit den beiden Vierpaßkapellen, als Teil einer Memorialanlage (vom Typus der jüngst ans Licht getretenen von S. Vittore al Corpo in Mailand); vor der Ausführung eines geplanten westlichen Abschlusses Abänderung des Projektes und Errichtung der ersten Klosterkirche; ca. 1080 – 1090 Beginn einer mächtigen fünfschiffigen gewölbten Klosterkirche mit nicht vorspringendem Querschiff, die aber in den Fundamenten steckenbleibt; schon 1103 Weihe des heutigen einfachen Münsters nach dem „Hirsauer Schema“.

Die Grabungen unter dem Fraumünster wurden ohne Mitwirkung und ohne finanzielle Hilfe des Bundes durchgeführt, während die wichtigen Grabungen unter St. Stefan in Chur völlig aus dem Kredit der Eidgen. Kommission für Denkmalpflege bestritten werden (erstmal in der Schweiz), wobei der Schreibende als Experte amtet.

Linus Birchler

## NACHRICHTEN AUS DEM MUSEUMSWESEN IN HANNOVER

(Mit 3 Abbildungen)

### *Die Erwerbung des Welfenmuseums*

Das Land Niedersachsen kaufte kürzlich das Welfenmuseum, welches zusammen mit der gleichzeitig erworbenen „Vormals königlichen Bibliothek“ (einschließlich deren Leibniznachlaß) mit der Summe von 3 Millionen DM bewertet worden ist. Der Verkäufer ist Prinz Ernst August von Hannover für das Haus Braunschweig-Lüneburg. Das Welfenmuseum wird nunmehr seinem bisherigen Verwahrungsort, der Niedersächsischen Landesgalerie, fest eingegliedert und führt die alte Bezeichnung nur mehr als traditionellen Zusatz zum Eigentumsvermerk. Damit ist die wohl größte museale Erwerbung im Nachkriegsdeutschland glücklich abgeschlossen worden; alle Beteiligten, unter denen F. Stuttmann als einstiger wie künftiger Betreuer namentlich hervorzuheben ist, haben mit Beharrlichkeit und Glück danach gestrebt, dem Lande Niedersachsen diesen seinen alten Kunstbesitz zu erhalten.

Das Welfenmuseum, das mit dem Welfenschatz fast nichts als den dynastischen Namen gemeinsam hat – ein paar Jahre nur, vor 1866, war der Schatz in das Museum eingebracht – ist die bedeutendste Sammlung niedersächsischer Kunst, die es gibt. Hierzu anzuwachsen ist es 1861 von dem hannoverschen König, Georg V. – einem rechten Vetter Friedrich Wilhelms IV., dem Berlin als Kunststadt so viel verdankt – ins Leben gerufen worden mit der Bestimmung, „eine Sammlung von Altertümern des welfischen Fürstenhauses und der von diesem regierten Länder zu werden“ und „dem Studium der heimischen Kultur- und Kunstgeschichte ein bis dahin